Der sozialdemokr... staat im lichte der Darwin-Weis...

Friedrich Theodor Dahl

Der sozialdemokratische Staat
im Lichte der Darwin-Weismannschen Lehre

Von

Professor Dr. Friedrich Dahl
Falkenhagen W. Osthavelland

Mit 6 Abbildungen im Text

Jena
Verlag von Gustav Fischer
1920

1. Die Abstammungslehre und ihre Anwendung auf den Menschen *).

Die Frage, wie die Lebewesen und unter ihnen der Mensch auf die Erde gelangt seien, hat den Menschen schon sehr früh beschäftigt. Schon zu Anfang der historischen Zeit finden wir den ersten Versuch sie zu beantworten. — Es ist klar, daß dieser erste Versuch — er wird uns in der Bibel überliefert — sehr allgemein und unbestimmt ausfallen mußte. Für jedes tiefere Eingehen fehlten damals noch alle wissenschaftlichen Grundlagen und auch das Verständnis. Die Erde „ließ" die Pflanzen „aufgehen". heißt es und „brachte" die Tiere „hervor". — Erst sehr viel später, erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Wissenschaft so weit fortgeschritten, daß man einer wissenschaft-

*) Erst nachdem diese Schrift schon niedergeschrieben war, kamen dem Verfasser drei Schriften in die Hand, die ebenfalls von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus ähnliche politische Fragen behandeln: 1. Ein größeres Werk von H. E. Ziegler, „Die Vererbungslehre in der Biologie und in der Soziologie," Jena 1918, 2. ein Aufsatz von P. Jensen, „Naturwissenschaft und Demokratie" in der Zeitschr. „Die Naturwissenschaften", Jahrg. 7, 1919, S. 821—26, und 3. ein Aufsatz von R. Munro, „Darwinism and Human Civilisation with special reference to the Origin of German Military „Kultur" in: Proc. Roy. Soc. of Edinburgh Vol. 37, 1917, p. 149—160. — Vor etwa zwei Jahren schon erschien ein Aufsatz von O. zur Straßen „Moral und Krieg im Lichte der Biologie" in: D. Jahrhundertfeier d. Senckenb. Naturf. Gesellsch. am 22. Nov. 1917, Frankfurt 1918. — Die gegenwärtige Schrift kommt in mehreren wesentlichen Punkten zu ähnlichen Resultaten wie das Zieglersche Werk, wiewohl der Gedankengang vielfach ein völlig anderer ist. Der Munrosche Aufsatz ist dadurch interessant, daß der Verfasser in dem Deutschen nur den Barbaren sieht, während ihm unbekannt ist, daß England von Anfang des Krieges an durch seine Hungerblockade Hunderttausende von deutschen Frauen und Kindern getötet hat und die Blockade noch fortsetzte, als der Feind schon wehrlos am Boden lag.

lichen Beantwortung der Frage nähertreten konnte, und schon damals bahnte sich der Weg an, auf dem wir auch heute noch fortschreiten.

Drei Möglichkeiten sind denkbar: Entweder die Erde existierte von je her und es lebten von je her auf ihr dieselben Organismen wie heute. Oder die Lebewesen traten erst später auf der Erde auf. — Im letzteren Falle waren sie entweder von Anfang an so, wie wir sie noch heute vor uns haben. Oder es gab früher andere Lebewesen auf der Erde als heute. Von diesen drei denkbaren Möglichkeiten hat sich die dritte als die richtige erwiesen. Die genaue Untersuchung der Überreste von Pflanzen und Tieren in den älteren Erdschichten (Formationen) hat ergeben, daß alle Organismen, die vor langen Zeiten auf der Erde lebten, von den jetzt lebenden verschieden waren. Damit waren die beiden ersten Möglichkeiten also widerlegt.

Es kam nun in Frage, ob die jetzigen Organismen unabhängig von den früheren aufgetreten oder ob sie durch Umwandlung aus jenen entstanden sind. — Daß Umwandlungen sehr bedeutender Art, selbst im Leben der Einzelwesen, möglich sind, wissen wir. So verwandelt sich die Raupe in einen Schmetterling, die Kaulquappe in einen Frosch. Ausgeschlossen erschien also die Umwandlung der früher vorhandenen Lebewesen in die jetzt lebenden keineswegs. — Tatsachen, welche die zweite Möglichkeit, die unabhängige Entstehung der jetzt lebenden Organismen wahrscheinlich machen könnten, hat die Wissenschaft uns nicht geliefert: Wir kennen keinen einzigen neueren Fall von Urzeugung. Keiner der Fälle, die man früher auf Urzeugung zurückführte (Eingeweidewürmer usw.), hat sich bei sorgfältiger, wissenschaftlicher Prüfung als richtig erwiesen. — Daß so hochstehende Organismen, wie die jetzt lebenden, unmittelbar aus anorganischer Materie entstanden sein sollten, mußte jedem, der auch nur die Grundlagen der Morphologie kannte, im höchsten Grade zweifelhaft erscheinen und die Wissenschaft hätte eine solche Möglichkeit kaum ernstlich ins Auge gefaßt, wenn die biblische Schöpfungsgeschichte nicht einen solchen Gedanken nahe gelegt hätte. — Als denkbar mag diese Möglichkeit also immerhin der zweiten Möglichkeit einer allmählichen Entwicklung der Lebewesen aus einfacheren Formen gegenübergestellt werden. Die Wissenschaft

mag dann entscheiden, welche von diesen beiden denkbaren Annahmen haltbar ist.

Gehen wir die Resultate der neueren Forschung von diesem Gesichtspunkt aus durch, so ergibt sich ein ungeheures Tatsachenmaterial, das für eine gemeinsame Abstammung der Organismen spricht, während die unmittelbare Entstehung hochstehender Organismen aus lebloser Materie nicht die geringste Stütze findet. — Es würde hier viel zu weit führen, die Tatsachen, welche für eine gemeinsame Abstammung sprechen, auch nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln. Es seien deshalb nur einzelne herausgegriffen, welche eine besonders überzeugende Sprache reden. — Zunächst sei der geologischen Tatsachen gedacht: — Wenn wir von den ältesten Formationen zu den jüngsten aufsteigen, so beobachten wir in denselben ein Aufsteigen zu immer höheren Tierformen. — In den ältesten Formationen, dem Kambrium und dem Untersilur finden wir z. B. noch keine Wirbeltiere. Die ersten Wirbeltiere treten erst im Obersilur auf und zwar sind es zunächst nur Fische. — Reptilien erscheinen erst viel später, erst in der Permformation spärlich, um erst in der Juraformation zur höchsten Entfaltung zu gelangen. Säugetiere finden wir erst in noch späteren Formationen, einzeln im obern Jura, zahlreich aber erst in der Tertiärformation. Noch später treten echte Vögel auf. Die ersten finden wir in der Kreide-



Fig. 1. Der Urvogel (Archaeopteryx lithographica) aus dem lithographischen Schiefer von Eichstätt. *I—IV* Zehen, *c* Handwurzel, *cl* Gabelb., *co* Rabenb., *h* Oberarmb., *r* Speiche, *sc* Schulterblatt, *u* Elle.

formation. Die Kreidevögel besaßen aber sämtlich noch einen Reptiliencharakter: Sie hatten Zähne im Schnabel. Zahnlose Vögel finden wir erst in der Tertiärformation. Den Zahnvögeln vorauf ging ein Tier, das halb Reptil, halb Vogel war, der Archaeopteryx (Fig. 1), ein mit Federn bekleidetes, geflügeltes Reptil oder, wenn man will, ein Vogel mit Zähnen im Schnabel, drei krallentragenden Zehen an den Flügeln und mit einem aus zahlreichen Wirbeln bestehenden langen Schwanz. — Erst im Diluvium, vielleicht auch schon im obersten Tertiär, tritt der Mensch auf. Zugleich erscheinen zahlreiche der jetzt noch lebenden Tiergattungen. Genannt sei besonders das Pferd mit seinen Verwandten, weil die Gattung Equus sich im Skelettbau sehr auffallend von allen anderen Säugetiergattungen unterscheidet. Die Pferde zeichnen sich

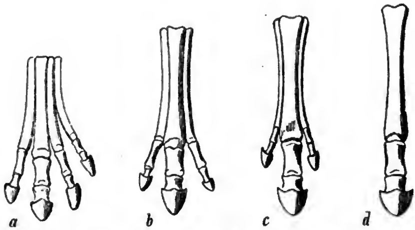


Fig. 2. *a* Fuß vom Orohippus, *b* Fuß vom Anchitherium, *c* Fuß vom Hipparion, *d* Fuß vom Pferde.

besonders dadurch aus, daß der Fuß aus nur einer sehr dicken Zehe besteht (Fig. 2 d). Wie dieser eigentümliche Fuß entstanden ist, zeigen uns Überreste ausgestorbener Tiere der Tertiärformation. Im Pliocän, das dem Diluvium unmittelbar voraufging, finden wir ein pferdeartiges Tier Hipparion, welches neben der dicken huftragenden Mittelzehe jederseits eine kurze, dünne Nebenzehe mit kleinem Huf (Fig. 2 c) besaß. In dem etwas älteren Miocän finden wir ein ähnliches Tier, das Anchitherium, dessen Nebenzehen länger waren (Fig. 2 b) und beim Gehen wohl den Boden berührten. In dem noch älteren Oligocän endlich treffen wir ein Tier, Orohippus, das vier fast gleichgroße Zehen mit Pferdehufen besaß (Fig. 2 a). — Wer wird derartigen Tatsachen gegen-

über noch an der Abstammung der genannten Gattungen voneinander zweifeln wollen?

Die einzige denkbare Möglichkeit, die man der Abstammungslehre gegenüberstellen könnte, ist die Katastrophentheorie Cuviers. Cuvier nahm, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, an, daß die Formationen der Erdoberfläche in sich einheitlich, voneinander aber völlig abgeschlossen seien, und er mußte deshalb auf den Gedanken kommen, daß jede Formation durch eine Katastrophe geendet habe, und daß die Organismen der folgenden Formation durch Urzeugung wieder entstanden seien. Seit Cuvier hat die geologische Wissenschaft gezeigt, daß jede Formation in mehrere Unterabteilungen zerfällt und daß auch diese nicht scharf gegeneinander abgegrenzt werden können. So zerfällt die Tertiärformation nach dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft von unten nach oben in ein Paleocän, ein Eocän, ein Oligocän, ein Miocän und ein Pliocän. In den drei letzten finden wir die drei oben genannten pferdeartigen Tiergattungen. Wir würden im Anschluß an Cuvier heute also die wunderliche Annahme machen müssen, daß jede dieser Unterabteilungen der Formation wieder mit einer Katastrophe abschloß und daß jedesmal äußerst ähnliche Formen durch Urzeugung aus lebloser Materie wiederentstanden sind. Wenn Cuvier die jetzt vorliegenden Tatsachen gekannt hätte, würde er sicher seine Katastrophentheorie nicht aufgestellt haben.

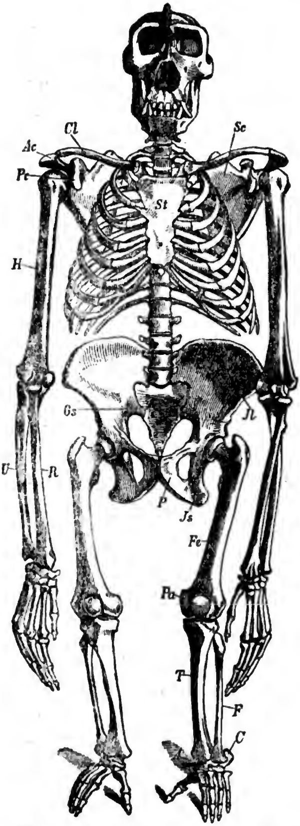


Fig. 3. Knochengerüst des Pferdefußes. *a* rudimentäre Nebenzehe.

Noch sicherer wird uns die Abstammung der jetzt lebenden Tiere von den in Skelettresten uns erhaltenen der Vorzeit, wenn wir den Knochenbau der jetzt lebenden Tiere genau untersuchen. — Bleiben wir bei dem obigen Beispiel, dem Pferde, stehen und sehen uns den Bau des Pferdefußes genauer an, so erkennen wir, daß der Fuß streng genommen nicht aus einer einzigen Zehe besteht, sondern daß hinter dieser Zehe jederseits ein dünner Knochen liegt (Fig. 3a), der einer Nebenzehe des Hipparion entspricht. Er endet allerdings nicht mit einem Huf, wird auch mit der Hauptzehe zusammen von einer gemeinschaftlichen Haut eingeschlossen, so daß er äußerlich nicht erkennbar ist. Beim

Laufen scheint er nicht die geringste Bedeutung mehr zu haben. Man nennt derartige jetzt funktionslose Gebilde im Tierkörper „rudimentäre Organe“. Daß es sich hier wirklich um verkümmerte Nebenzehen handelt, beweist uns die Embryonalentwicklung des Pferdes. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe sind tatsächlich Nebenzehen mit Huf in der Anlage vorhanden. Erst bei der Weiterentwicklung verkümmern diese. So durchläuft der Bau des Pferdefußes während seiner Entwicklung die Stufe des Hipparionfußes. Es ist dies kein vereinzelter Fall, daß der Bau der Vorfahren bei der Embryonalentwicklung durchlaufen wird. Man kann vielmehr ganz allgemein sagen, daß die Embryonalentwicklung kurz den Bau der Ahnenreihe wiederholt. Erkannt und richtig erklärt wurden derartige Tatsachen schon 1844 von dem Engländer Chambers. Häckel nannte den von Chambers aufgestellten Satz später das „biogenetische Grundgesetz“.

Treten wir mit diesen Vorkenntnissen an den Knochenbau des Menschen heran, dem man als Krone der Schöpfung so gerne auch in bezug auf seine Entstehung eine Sonderstellung in der Organismenreihe vindizieren möchte und stellen wir dem Skelett des Menschen (Fig. 5) das Skelett eines höheren Affen (Fig. 4) gegenüber, so erkennen wir, daß jedem Knochen des Menschen ein Knochen des Affen entspricht. Nur die Gestalt dieser Knochen ist etwas verschieden, weil der Mensch einen dauernd aufrechten Gang besitzt, während der Affe ein ausgesprochenes Klettertier ist. Sogar die Schwanzwirbel fehlen dem Menschen und den höheren Affen nicht, obgleich sie für sie gar keine Bedeutung mehr besitzen. Es sind beim Menschen deren 4—5 vorhanden, die freilich z. T. sehr rudimentär sind und im späteren Alter z. T. verwachsen. Beim Embryo wird eine noch größere Zahl von Schwanzwirbeln angelegt. So fand man bei einem Menschenembryo von 14 mm Länge die Anlagen von sieben Schwanzwirbeln. Also auch hier genau dasselbe Gesetz wie oben. Im Alter von etwa sechs Wochen gleicht der menschliche Embryo (von 19 mm Länge, Fig. 6) noch sehr vollkommen dem eines Affen. Die hintere Extremität ist der vorderen noch sehr ähnlich, besitzt also eher Handform und hat noch nicht die Gestalt eines menschlichen Fußes angenommen. Sie hat auch noch nicht die für den Menschenfuß so charakteristische



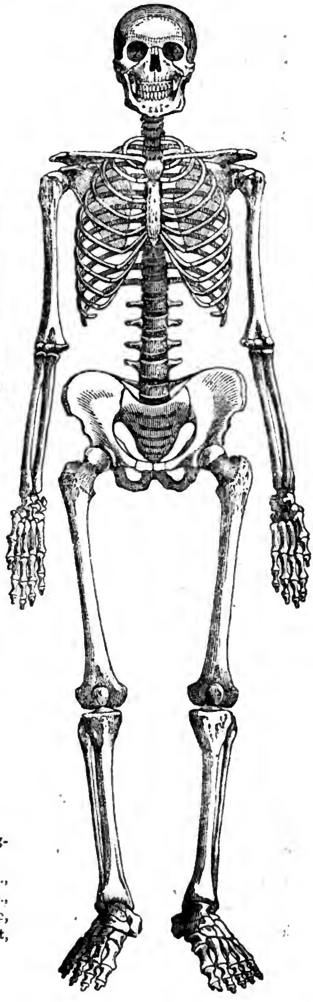


Fig. 4. Skelett des Gorilla. *A* Sprungbein, *Ac* Schulterhöhe, *C* Fersenb., *Cl* Schlüsselb., *F* Wadenb., *Fl* Schenkelb., *H* Oberarmb., *Jl* Darmb., *Js* Sitzb., *Os* Kreuzb., *P* Schamb., *Pa* Kniescheibe, *Pc* Rabenb., *R* Speiche, *Sc* Schulterblatt, *St* Brustb., *T* Schienb., *U* Elle.

Fig. 5. Skelett des Menschen.

Stellung angenommen, und das Schwanzende des Körpers ragt deutlich vor.

Rudimentäre Organe treten dem Forscher im Tierreich auf Schritt und Tritt entgegen und liefern ihm ebensoviele Beweise für die Richtigkeit der Abstammungslehre; denn ohne diese sind sie unlösbare Rätsel.

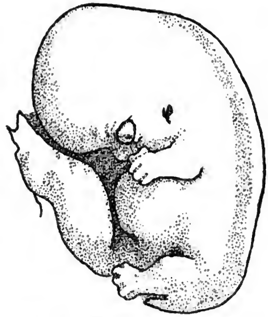


Fig. 6. Embryo des Menschen. 6 Wochen alt.

Als ein oft genanntes und deshalb sehr bekanntes rudimentäres Organ des Menschen sei noch der Wurmfortsatz am Blinddarm genannt, der so vielen Menschen verhängnisvoll wird. Einen Nutzen gewährt er nicht; denn für die Ernährung ist er so gut wie bedeutungslos. Nur bei manchen Pflanzenfressern im Tierreich ist der Blinddarm von hoher Bedeutung und dann auch sehr umfangreich. Sein Vorkommen beim Menschen weist mit Sicherheit darauf hin, daß den Vorfahren des Menschen bei mehr oder weniger ausschließlich pflanzlicher Nahrung der Blinddarm ein notwendiges Organ war.

Nach diesen Ausführungen wird der Leser begreifen, daß ein Forscher, der ohne Vorurteil an die Tatsachen herantritt, sich notwendig für die Annahme einer gemeinsamen Abstammung entscheiden muß. Die Abstammungslehre als solche steht für ihn ebenso fest da, wie die Lehre, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Beides ist der unmittelbaren Beobachtung des Menschen unzugänglich und doch aus zahlreichen Erfahrungstatsachen mit voller Sicherheit zu entnehmen. Wer die Bewegung der Erde um die Sonne unmittelbar beobachten wollte, müßte sich schon in den freien Weltraum begeben können und wer die Entstehung neuer Arten und Gattungen beobachten wollte, müßte seine Beobachtungen schon jahrtausendelang fortsetzen können.

Daß alle jetzt lebenden Organismen, mit Einschluß des Menschen, letzten Endes von einfachen Organismen herstammen, kann also als

völlig sichergestellt gelten*). Unklar bleibt nur noch, woher denn jene einfachen ersten Organismen stammen. In dieser Frage hat die Wissenschaft uns bisher nicht viel weitergebracht. Wir müssen bei diesen einfachen Urorganismen entschieden Urzeugung annehmen und zwar deshalb, weil etwas anderes nicht denkbar ist. Die Vermutung, daß sie durch Meteorite von anderen Himmelskörpern auf die Erde geführt sein könnten, schiebt das Rätsel nur weiter hinaus, ohne es zu lösen ganz davon abgesehen, daß diese Annahme wissenschaftlich doch wohl so gut wie ausgeschlossen erscheint. Wie früher, müssen wir uns in diesem Punkte auch heute noch mit der Erklärung begnügen, daß die Erde diese einfachen ersten Organismen „hervorbrachte". — Man hat freilich behauptet, die Annahme einer Urzeugung stehe mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Widerspruch. Das ist aber nicht richtig. Die Wissenschaft hat nur dargetan, daß in der Jetztzeit auf der Erde keine Urzeugung mehr stattfindet. — Nachdem aber der Erdkörper aus feurigflüssigem Zustande erstarrt und abgekühlt war, waren auf ihm die Verhältnisse völlig andere als jetzt. — Da damals noch keine Lebewesen existierten, gab es natürlich auch noch keine Fäulnisbakterien. — Organische Verbindungen, auch leicht zersetzbare, welche jetzt unter der Wirkung der Fäulniserreger sofort zerfallen, konnten damals ungestört auf der Erde vorkommen. Und es mußten wohl auch die verschiedensten organischen Verbindungen vorkommen, da der Kohlenstoff, der jetzt teils als Kohle, teils als Humus, teils im Körper der Organismen auf der Erde aufgespeichert ist, auch damals schon in irgendeiner Form vorhanden gewesen sein muß. Aus diesen organischen Verbindungen müssen sich damals die ersten Lebewesen gebildet haben, d. h. Wesen, bei denen die allereinfachsten Lebensvorgänge sich zeigten: Assimilation und, nach einer gewissen Anhäufung, Teilung.

Eine Schwierigkeit für die Abstammung speziell des Menschen hat man darin finden wollen, daß bisher noch keine Überreste vom Vorfahren des Menschen bekannt geworden sind. Allein diese Schwierigkeit erledigt sich vielleicht sehr einfach: Man hat wahrscheinlich nur noch nicht an der richtigen Stelle gesucht. Gesucht hat man besonders

---

*) Vgl. Fr. Dahl, Die Redeschlacht in Berlin über die Tragweite der Abstammungslehre, Jena 1908.

in Ländern mit jetzt günstigem Klima und hat nicht daran gedacht, daß die Temperaturverhältnisse noch in der mittleren Tertiärzeit auf der Erde erwiesenermaßen ganz andere waren als jetzt. — Die neueren Forschungsresultate auf tiergeographischem Gebiet haben mit Bestimmtheit ergeben, daß sich in der mittleren bis jüngeren Tertiärzeit im hohen Norden Ostasiens ein Entwicklungsherd befand, von dem aus sich die neuen, jetzt noch lebenden Gattungen sowohl über die sogenannte alte Welt als über den amerikanischen Kontinent verbreiteten*). Nur von dort aus, nicht von Mesopotamien aus, kann sich auch der Mensch über die ganze Erde verbreitet haben. In den vereisten jüngeren Tertiärschichten Ostasiens wird man also nach Resten vom Urmenschen suchen müssen. Besonders wird man auf Knochenreste der hinteren Extremität zu achten haben, da diese besonders für den Menschen mit seinem aufrechten Gang charakteristisch ist.

2. Die Naturauslese als Naturgesetz.

Wir kommen jetzt zu einer zweiten Frage, zu der Frage nämlich, welche Faktoren bewirkt haben, daß die Organismenwelt von den einfachsten zu immer höheren Formen aufstieg. Es ist dies eine sehr wichtige Frage; denn ohne diese Faktoren wären die Organismen auf dem niedrigen Anfangsstadium stehen geblieben und es wären niemals Menschen entstanden, die über die Entstehung der Lebewesen nachdenken und an der Natur ihre Freude haben konnten. Hier ist der Punkt, an dem die Ansichten der Forscher auch heute noch etwas auseinandergehen. Es gibt nicht eine, sondern eigentlich drei Deszendenztheorien, die alle auch heute noch Anhänger besitzen. Die erste Theorie wurde von dem Franzosen Lamarck aufgestellt. In Deutschland wurde sie besonders von dem Zoologen Eimer vertreten und als Neolamarckismus ausgebaut. Lamarck geht von der Tatsache aus, daß Pflanzen und Tiere als Einzelwesen sich an neue Lebensbedingungen anzupassen vermögen und führt auf diese Anpassungsfähigkeit die Entstehung neuer Arten und damit die gemeinsame Abstammung der Organismen zurück. — Die zweite Theorie wurde von dem Engländer Chambers

*) Mitt. a. d. Zool. Museum i. Berlin, Bd. 7, 1914 S. 289 ff.

aufgestellt und in Deutschland namentlich von dem Botaniker Nägeli vertreten. Sie geht von der Annahme aus, daß den Lebewesen ein „Entwicklungstrieb", eine „Zielstrebigkeit" innewohne. Die Vertreter dieser Lehre sind Teleologen, sie meinen, daß sich ohne die Annahme eines den Arten innewohnenden Entwicklungsprinzips eine so hochstehende Organismenwelt gar nicht verstehen lasse. — Die dritte Theorie wurde fast gleichzeitig von den Engländern Darwin und Wallace aufgestellt. Sie wurde in Deutschland besonders von dem Zoologen Weismann vertreten und ausgebaut. Sie ist die weniger einfache Lehre, wirkt aber dafür um so überzeugender. Sie geht von drei Tatsachenreihen aus: 1. Es werden vor unseren Augen weit mehr Einzeltiere geboren und entstehen weit mehr Einzelpflanzen als in der Natur fortexistieren können (Überproduktion der Natur). 2. Die Nachkommen eines Tieres und einer Pflanze sind, wie wir ebenfalls täglich beobachten können, alle ein wenig voneinander verschieden (Veränderlichkeit oder Variabilität der Art). 3. Die Eigenschaften eines Tieres und einer Pflanze übertragen sich in einem bestimmten Maße auf die Nachkommen (Vererbung). — Die Überproduktion in der Natur gelangt am besten zur Anschauung, wenn man im Sommer nach einem früchtereichen Jahr in den Wald geht. Da sieht man oft unter einem einzigen Baum, z. B. einer Buche, viele Tausende junger Pflanzen, die alle Bäume werden wollen. Und doch kann an der Stelle nur ein einziger Baum stehen. Auch die Zahl der Eier in einem Fischrogen veranschaulicht diese Überproduktion, wenn man bedenkt, daß die Zahl der erwachsenen Fische etwa die gleiche bleibt. Für Vererbung und Veränderlichkeit liefert fast jede kinderreiche Familie ein geeignetes Beispiel. Alle Kinder sind infolge der Vererbung den Eltern mehr oder weniger ähnlich, und doch infolge der Veränderlichkeit alle sehr wohl voneinander zu unterscheiden. — Durch die Überproduktion ist ein „Kampf ums Dasein" gegeben. Unter den Variationen der Nachkommen müssen im Kampfe ums Dasein im allgemeinen diejenigen erhalten bleiben, die den Lebensbedingungen des Ortes, an dem sie vorkommen, am vollkommensten entsprechen und diese werden infolge der Vererbung die günstigen Eigenschaften im allgemeinen auf ihre Nachkommen übertragen. Es tritt also dadurch, daß die weniger günstigen Variationen

im Kampfe ums Dasein zugrunde gehen, eine Naturauslese ein und durch diese muß eine Tier- und Pflanzenart im Laufe langer Zeiträume sich immer vollkommener den Lebensbedingungen der Umgebung anpassen, da der Variationskreis sich durch Ausscheiden des ungünstigen Teils der Nachkommenschaft nach der günstigen Seite hin verschieben muß. — Das ist ein logisch durchaus notwendiger Schluß aus sicher beobachteten Tatsachen. Die Anpassung an bestimmte Lebensbedingungen, die durch die Chamberssche Theorie gar nicht erklärt wird, muß sich notwendig im Laufe langer Zeiträume ganz automatisch vollziehen. Wenn also die Anpassung, die beim Einzelwesen im Laufe seines Lebens eintritt, als erworbene Eigenschaft sich nicht vererbt, was man gegen die Lamarcksche Theorie eingewendet hat, so muß dennoch im Laufe langer Zeiträume notwendig eine solche Anpassung eintreten. — Die scharfe Logik, die dieser sogenannten „Selektionstheorie" Darwins zugrunde liegt, mag der Grund gewesen sein, daß der Abstammungsgedanke erst durch Darwin allgemeine Aufnahme unter den Fachgelehrten gefunden hat*). — Den Vorgang, der sich in langer Zeit vollziehen muß, hat Darwin noch dadurch klar zur Anschauung gebracht, daß er auf die Erfolge der Haustierzüchter hinwies: Indem die Züchter immer diejenigen Einzelwesen zur Zucht auswählen, welche eine Eigenschaft, die sie erreichen wollen, in höherem Maße besitzen, vermögen sie in der Tat in wenigen Jahren eine Rasse zu schaffen, welche die von ihnen gewünschten Eigenschaften in höchstem Maße besitzt. Wie hier die „künstliche Zuchtwahl" neue Rassen schafft, so schafft die „natürliche Zuchtwahl", d. i. die Naturauslese im Kampfe ums Dasein, neue Arten. — Das ist in kurzen Worten

---

*) Erst die Darwinsche Theorie in der konsequenten Form, wie sie Weismann vertritt, schließt die Zielstrebigkeit, die der Materie als solcher innewohnen müßte, und damit die Teleologie, vollkommen aus. Nach ihr ist auch die Anpassungsfähigkeit der Einzelwesen erst durch Naturauslese entstanden. — Auch die Theorie Lamarcks, der die Anpassungsfähigkeit als gegebene Eigenschaft der Einzelwesen ansieht, steckt mit dieser Annahme in der Teleologie. Haeckel, der die Selektionstheorie Darwins annimmt, aber die Anpassung im Lamarckschen Sinne beibehält, der die Anpassung einfach der Abänderung gleichstellt (Natürl. Schöpfungsgesch. 8. Aufl., Berlin, S. 207ff.), lehnt zwar äußerlich die Teleologie entschieden ab, hat sich aber doch nicht ganz von ihr freimachen können.

die Darwinsche Lehre. — Sie erklärt nicht nur die große Ähnlichkeit der Organismen einer Gruppe, indem sie diese, wie andere Deszendenztheorien, auf Blutsverwandtschaft zurückführt, sondern sie zeigt auch, daß das Ansteigen zu immer höheren Formen, das schließlich im Menschen gipfelt, ein logisches Postulat ist, wenn die drei Vorbedingungen, die Überproduktion der Natur oder, sagen wir allgemein, die Überfülle des Materials, die Vererbung und die Veränderlichkeit gegeben sind. —

Dem biblischen Schöpfungswunder, das den Menschen durch einen besonderen Schöpfungsakt aus anorganischer Materie entstehen läßt, ist damit jeder Boden entzogen. — Dafür aber tut sich ein um so größeres Wunder vor unseren Blicken auf. Wir sehen, daß sich aus lebloser Materie völlig automatisch nicht nur Lebewesen aller Art, sondern sogar denkende Menschen entwickelt haben. Die Materie, die das leisten konnte, muß doch wohl ganz wunderbare „Eigenschaften“ besitzen. Das Wunder ist also nur um eine Stufe zurückverlegt, und dem religiösen Empfinden ist durch die Darwinsche Theorie nicht im geringsten Abbruch getan. Zu den „Eigenschaften“ der Materie kommt nach der Lehre Darwins als einziger erkennbarer Faktor der Kampf ums Dasein hinzu. — Sind wir uns über diesen Punkt völlig klar geworden, so erscheint uns der Kampf ums Dasein, der so unendlich viel Leben vernichtet, plötzlich in einem völlig anderen Lichte. Er erweist sich uns als das Prinzip der Vervollkommnung, dem auch wir Menschen unsere Existenz verdanken; denn er hat nicht nur die gesamte Tier- und Pflanzenwelt aus anorganischer Materie hervorgehen lassen, sondern auch den Menschen geistig über die Tierwelt gehoben und ihn vom Urmenschen allmählich bis auf die jetzige Kulturstufe gebracht. — Erkennen wir dieses segensreiche Wirken des Naturgesetzes, so will es uns fast unglaublich erscheinen, daß es heute noch Menschen geben kann, welche den Kampf ums Dasein in der menschlichen Gesellschaft ausschalten möchten. Und doch gibt es so kurzsichtige Menschen, die aus dem sicher erkannten Naturgesetz, das allem Geschehen in der Organismenwelt zugrunde liegt, nicht die einfachsten notwendigen Konsequenzen auf das Wirtschaftsleben des Menschen zu ziehen vermögen. Um dies zeigen zu können, müssen wir uns zunächst kurz vergegenwärtigen, wie der Kampf ums Dasein sich in der menschlichen Gesellschaft geltend macht.

Wir greifen noch einmal aufs Tier- und Pflanzenreich zurück, weil unser Urteil dann objektiver bleibt. — Der Kampf ums Dasein ist meist kein Kampf im gewöhnlichen Sinne des Wortes, kein Ringen mit dem Gegner, sondern ein indirekter Kampf, ein Wettkampf. Im Tier- und Pflanzenreich tritt er besonders in dreierlei Weise in die Erscheinung, erstens in dem Verhältnis der einzelnen Lebewesen zu den Naturkräften, zweitens in ihrem Verhältnis zu Lebewesen anderer als der eigenen Art und drittens in ihrem Verhältnis zu Lebewesen der eigenen Art: — Was den ersten Punkt anbetrifft, so haben alle Lebewesen unter der Einwirkung schädlicher Natureinflüsse, Hitze, Kälte, Nässe usw. zu leiden und viele gehen durch diese zugrunde. Im Wettkampf werden das natürlich diejenigen sein, welche jenen Natureinflüssen gegenüber eine geringere Widerstandsfähigkeit besitzen.

In dem zweiten Punkt handelt es sich um Eingriffe von Schmarotzern und Raubtieren. Auch diesen gegenüber sind nach dem Gesetz der Veränderlichkeit nicht alle Individuen gleich widerstandsfähig, sei es, daß einzelne Schmarotzern gegenüber eine weniger günstige Konstitution besitzen, sei es, daß sie Raubtieren leichter zum Opfer fallen. Das letztere kann darauf beruhen, daß sie eine geringere Kraft besitzen, um dem Gegner entgegentreten zu können, daß sie eine geringere Schnelligkeit der Bewegung besitzen, um fliehen zu können, eine weniger geeignete Farbe, um den Blicken des Feindes zu entgehen oder eine geringere Intelligenz, um sich ihm in anderer Weise entziehen zu können. Diejenigen, welche in allen diesen Punkten weniger günstig beschaffen sind, fallen durchweg zuerst dem Gegner zur Beute und gehen also zugrunde, während die günstigen Variationen durchweg erhalten bleiben und ihre günstigen Eigenschaften durch Vererbung auf Nachkommen übertragen können.

In dem dritten Punkt handelt es sich besonders um den Erwerb der Nahrung, die — wenigstens zeitweise — nicht für so viele Einzelwesen ausreicht, als geboren werden. Hier ergibt sich eine Konkurrenz, meist mit Lebewesen der gleichen Art. Auch hier gehen diejenigen Einzelwesen, die weniger günstig beschaffen sind, zuerst im Wettkampf, durch Unterernährung, zugrunde.

Auch für den Menschen können fast alle hier genannten Punkte

im Kampf ums Dasein in Frage kommen. Doch sind es besonders zwei Faktoren, einerseits die Eingriffe der Schmarotzer, — erinnert sei nur an den Tuberkelbazillus — und andererseits die Konkurrenz im Wettkampf mit anderen Menschen, denen viele Menschen früher oder später erliegen. Viel Elend in der menschlichen Gesellschaft ist darauf zurückzuführen, daß körperlich oder geistig Minderbegabte bei der Konkurrenz um die vorhandenen Existenzmöglichkeiten keinen Unterhalt finden. Besonders tritt oder trat das allerdings in den Großstädten hervor, da man auf dem Lande ein ehrliches Wollen immer noch höher einschätzt. Das Unterliegen im Kampfe ums Dasein ohne eigenes Verschulden will uns zunächst fast grausam und ungerecht von der Natur erscheinen. Was die Natur entstehen läßt, das sollte sie doch auch erhalten. So denken oder dachten wir in unserem Unverstand, bis wir einen objektiven Einblick in das hohe Wirken des Kampfes ums Dasein gewannen. Soll eine Vervollkommnung eintreten, so darf nicht alles fortexistieren, was entsteht.

Wie aber ist es, wenn wir vom subjektiven, menschlichen Standpunkt aus urteilen? — Auch da kann man sehr verschiedener Ansicht sein: Zugrundegehen müssen schließlich alle Menschen früher oder später. Und sind denn diejenigen, die früh sterben, wirklich soviel schlimmer daran als diejenigen, welche den Kampf ums Dasein bis ins hohe Alter hinein auskosten und schließlich eines sogenannten natürlichen, d. h. eines meist langsamen und qualvollen Todes sterben*)?

Der Unverstand des Menschen hat die Natur korrigieren wollen. Die Anfänge derartiger Versuche liegen weit zurück. Schon sehr lange sucht man Menschen am Leben zu erhalten, die sich selbst und ihrer Umgebung dauernd nur zur Last fallen, Mißgeburten, unheilbare, der Gesellschaft gefährliche Geisteskranke und sogar gemeingefährliche Verbrecher, die letzteren auch dann, wenn sie sich als unverbesserlich erwiesen. Nach Naturgesetzen müßten alle diese Menschen zugrunde gehen, sind also gar nicht existenzberechtigt. — Und wie urteilt unsere Vernunft? — Eine Unzahl von unheilbaren Geisteskranken und Verbrechern wird in Irren- und Zuchthäusern ausreichend verpflegt, wäh-

*) Zudem hat die Natur dem Menschen das Hoffen gegeben, das ihm über die Leiden hinweghilft (vgl. Schillers „Resignation").

rend ebenso viele gesunde, tüchtige Menschen an Unterernährung zugrunde gehen. — Ist das etwa Vernunft? — Man sieht das Verkehrte, das darin liegt, diese Wesen künstlich am Leben zu erhalten, vielfach auch schon lange ein, wagt es aber nicht, mit den falschen Grundsätzen zu brechen. Und warum nicht? Weil man glaubt keine scharfe Grenze ziehen zu können und deshalb einem Mißbrauch Tor und Tür geöffnet wäre. Nun, gibt es denn anderswo zwischen Recht und Unrecht eine scharfe Grenze? Auch Justizmorde kommen vor. Soll man deshalb die ganze Rechtsprechung verwerfen? — Nach dem gewissenhaften Urteil vieler kann man sehr wohl einschreiten, ebensogut wie beim gerichtlichen Verfahren, und man würde endlich die Gesellschaft von vielen schädlichen Elementen befreien. Die Natur läßt soviel Leben entstehen, daß es wirklich auf ein paar zweifelhafte Elemente nicht ankommt.

3. Der Kampf ums Dasein und der Staat.

Aber man möchte, — und damit kommen wir nach langer Einführung, die dem mit den Resultaten der neuesten wissenschaftlichen Forschung weniger vertrauten Leser nicht unerwünscht sein wird, auf unser eigentliches Thema — man möchte auf dem naturwidrigen Irrwege noch weiter gehen und die Todesstrafe staatlich ganz abschaffen. Manche Staaten sind darin schon vorangegangen. — Am weitesten gehen die Kommunisten. Wo sie einmal auf kurze Zeit ans Ruder kamen, haben sie sogar alle Verbrecher, die sich doch gerade durch Unsozialität vor ihren Mitmenschen auszeichnen, auf freien Fuß gesetzt und die belastenden Akten vernichtet. Soweit kann der Unverstand der Menschen gehen. Freilich mögen manche Führer der Massen nicht so kurzsichtig sein, um das Verfehlte dieses Grundsatzes nicht einsehen zu können. Viele unter ihnen wollen sicherlich nur im eigenen Interesse bei dieser Gelegenheit ein Geschäft machen und denken gar nicht an das Wohl des Ganzen. Ja, sie wünschen nicht einmal, daß ein kommunistischer Staat wirklich zustande kommt.

Ist denn überhaupt ein kommunistischer Staat möglich? — Im Tierreich hat die Natur freilich kommunistische, anarchistische Staaten

geschaffen und man könnte meinen, was bei Tieren möglich ist, könne auch für den Menschen nicht verfehlt sein. Allein schon der sorgfältige Vergleich der Tierstaaten mit dem menschlichen Staate zeigt uns, welche Mittel die Natur anwenden mußte, um eine kommunistische Staatsform möglich zu machen. Das Geschlechtsleben, das überall zu Sonderinteressen führen muß, ist in diesen Tierstaaten, den Staaten der Bienen, Ameisen und Termiten, ausgeschaltet. Die Männchen werden aus dem Staatsleben ausgeschieden, oft gewaltsam (Drohnenschlacht). Nur ein eierlegendes Weibchen bleibt im Staate oder kehrt vielmehr nach der Befruchtung zurück. Das eigentliche Volk aber besteht aus geschlechtslosen Tieren, den sogenannten Arbeitern. — Da das Geschlechtsleben in der menschlichen Gesellschaft natürlich nicht ausgeschaltet werden kann, ist auch die Interessengemeinschaft sehr viel geringer als im Bienen- und Ameisenstaat und zu gering, als daß ein kommunistischer Staat auf die Dauer möglich wäre.

Aber auch der sozialdemokratische Staat der sogenannten Mehrheitspartei vertritt manche Grundsätze, die mit dem Naturgesetz der Naturauslese in schroffem Widerspruch stehen. Zu diesen Grundsätzen gehört besonders die Forderung einer gesetzlichen Arbeitslosenunterstützung. Ist das doch eine Geldunterstützung, die, wenn man von anomalen Verhältnissen, wie sie jetzt nach dem Kriege herrschen, absieht, der Staat in erster Linie den Untüchtigen und Arbeitsscheuen auf Kosten der Tüchtigen und Arbeitsamen gewährt. Es kann als durchaus sicher gelten, daß durchweg, d. h. von Ausnahmen wie den jetzt vorliegenden Verhältnissen abgesehen, nicht die tüchtigeren, arbeitsamen und zuverlässigeren Arbeiter erwerbslos werden, sondern die untüchtigen, arbeitsscheuen und unzuverlässigen. Für diese Elemente nimmt der sozialdemokratische Staat Partei gegen die Tüchtigen. — Was wird aus dem schönen Grundsatz „freie Bahn dem Tüchtigen“, wenn der Staat die untüchtigen Arbeiter, die nichts tun, unterstützt, die tüchtigen Arbeiter aber, die ihren Unterhalt mühsam verdienen, hohe Steuern zahlen läßt? — Das Naturgesetz will genau das Gegenteil. Es bevorzugt die Tüchtigen und merzt, wenn man ihm nicht hindernd in den Weg tritt, die unbrauchbaren Elemente aus. Das Vorgehen des sozialdemokratischen Staates wirkt um so bedenklicher, als die Arbeits-

losenunterstützung allen Ansporn Tüchtiges zu leisten, allen Antrieb sich selbst zu unterhalten und damit auch der Allgemeinheit zu nützen, künstlich unterdrückt. Auch dieser Ansporn macht sich in der höheren Tierwelt überall als nächste Folge des Kampfes ums Dasein geltend und bewirkt, daß das Einzeltier sich während seines Lebens nach Möglichkeit an die gegebenen Verhältnisse anpaßt. Viele Menschen, die bei einigem guten Willen durch Arbeiten einfachster Art nicht nur sehr gut ihren eigenen Unterhalt finden, sondern auch der Allgemeinheit nützen könnten, versagen, wenn der Staat ohne ihr Zutun für ihren Unterhalt sorgt und zehren als Schmarotzer am Staatskörper. Wer einmal in der Lage war, in der Nähe der Großstadt, die jetzt so viele Arbeitslose zu unterhalten hat, eine Arbeitskraft zu gebrauchen, etwa um Holz klein zu machen, für eine Arbeit also, die eigentlich jeder leisten kann, der weiß, wie schwer es hält, auch jetzt, trotz der großen Zahl der Arbeitslosen eine auch nur einigermaßen brauchbare Arbeitskraft zu bekommen. Jedes dieser unbrauchbaren Elemente drückt sich nach Möglichkeit um die Arbeit und ist durch Staatsgewalt auch gar nicht zu fassen. So lehrt die Praxis im Wirtschaftsleben genau dasselbe, was die Wissenschaft in logischen Schlußfolgerungen als Naturgesetz erkennen läßt.

Man mag und sollte jedem Minderbegabten und Krüppel, der den guten Willen hat, nicht nur sich selbst, sondern auch der Allgemeinheit zu nützen, der also sozial beanlagt ist und in die Gesellschaft hineinpaßt, in ausgedehntem Maße durch entsprechende Unterweisung und durch Arbeitsnachweis staatlich Gelegenheit geben, ein brauchbares Glied der Gesellschaft zu werden, sollte in ausgedehntem Maße für Invalide und Altersschwache, die ihre Schuldigkeit getan haben, sorgen. Das ist sogar Pflicht des Staates, ist keine Mildtätigkeit und widerspricht nicht dem Naturgesetz: Durch sorgenlosen Blick in die Zukunft wird die Pflichterfüllung günstig beeinflußt. Damit sollte der staatliche Eingriff aber auch sein Ende erreichen. In die Betätigung der Nächstenliebe sollte er sich niemals einmischen. Es verliert diese dann ihren Wert sowohl für den Geber als für den Empfänger. Eine gesetzliche Mildtätigkeit ist, abgesehen von den augenblicklichen anomalen Verhältnissen, ein Unding und wird stets nur zum Nichtstun erziehen.

Bei allen Arbeiten sollte eine Form gewählt werden, die dem all-

gemeinen Wettkampf in der Natur am meisten entspricht, d. h. bei welcher der Tüchtige dem Untüchtigen gegenüber am vollkommensten zu seinem Rechte kommt und das ist entschieden die Akkordarbeit. Ein Staat, der die Akkordarbeit ablehnt, wie der sozialdemokratische, setzt sich auch dadurch mit dem Naturgesetz in Widerspruch. Stellt sich bei der Akkordarbeit der Lohn so hoch, daß schon der Mitteltüchtige sein gutes Auskommen hat, so ist dem Tüchtigen Gelegenheit gegeben, sich emporzuarbeiten und es ist die Triebfeder vorhanden, welche der Kampf ums Dasein überall in der Natur zur Folge hat und welche ein Fortschreiten zum Vollkommeneren sichert. Am besten entspricht das amerikanische Taylorsystem dem Naturgesetz, da es auch eine untere Grenze dessen, was zu leisten ist, festsetzt. — Die Akkordarbeit, wenn allgemein wieder eingeführt, würde nach Ansicht der Praktiker im Wirtschaftsleben unsere Valuta heben und damit Deutschland wieder hochbringen. So zeigt sich auch hier, daß das, was sich mit logischer Notwendigkeit aus dem Naturgesetz ergibt, in Einklang steht mit dem, was der Praktiker für das Richtigste hält. — Wie aber, wenn eine Akkordarbeit nicht möglich ist, wie bei den meisten Beamten, deren Tätigkeit in einer Überwachung besteht? — Beim höheren Beamten und dem Offizier kommt es in erster Linie darauf an, daß er intakt, d. h. Bestechungen unzugänglich ist. Bei ihm ist Intaktheit fast noch wichtiger als Spezialkenntnis. Bei ihm muß sich der Wettkampf also besonders in dieser Richtung betätigen. — Da bisher der höher, der akademisch Gebildete seinen besonderen Ehrgeiz darin suchte intakt zu sein, verlangte der Staat für die höhere Beamtenlaufbahn akademische Bildung, teils allerdings, weil der akademisch Gebildete einen weiteren Blick erlangt, zudem aber der Intaktheit wegen. — Indem er den höher Gebildeten entsprechend höher besoldete, so daß er auch pekuniär nicht auf Bestechung angewiesen war, schuf er sich einen Apparat, der trotz der höheren Besoldung der bei weitem billigste war. — Da jeder hinreichend Begabte sich die akademische Bildung aneignen konnte, — gab es doch Freiplätze auf den höheren Schulen mehr als verlangt wurden und für Studierende genug Stipendien, — so lag darin auch, soweit alles richtig gehandhabt wurde, keine Ungerechtigkeit. Seitdem vom bisherigen Brauch abgewichen wird, seitdem vor allem

auch der Vorsprung im Gehalt durch die gleiche Teuerungszulage viel geringer geworden ist, scheint die Intaktheit der Beamten schon sehr gelitten zu haben und wie wird es noch werden, wenn die alten Beamten, denen Intaktheit in Fleisch und Blut übergegangen ist, durch jüngere ersetzt sind? — Man sieht, wie gefährlich es ist von dem historisch Gewordenen abzuweichen.

Die erziehende und bessernde Wirkung des Kampfes ums Dasein den weniger sozial Beanlagten, den Verbrechern gegenüber hat der Mensch schon lange fast völlig ausgeschaltet. Die Lynchjustiz, die beim ursprünglichen Menschen dem Naturgesetz entsprang, hat er beseitigt, aber nichts Gleichwertiges an die Stelle gesetzt. Ein gemeingefährlicher Verbrecher, ganz gleichgültig, ob er als geistig minderwertig erscheint, sollte in allen Fällen dauernd aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschaltet werden. Dann würde es bald fast keine Verbrecher mehr geben. Mit Zuchthausstrafen verbessern wir keinen Menschen. Nur die sicher in Aussicht stehende Todesstrafe kann auf derartige Elemente abschreckend und damit bessernd wirken, wie das Naturgesetz es will.

Ebenso wie die Arbeitslosenunterstützung steht auch die von den Sozialdemokraten vertretene Sozialisierung aller Produktionsmittel mit dem Naturgesetz in Widerspruch. Dem Tüchtigen würde durch die Sozialisierung gewissermaßen die Waffe im Kampf ums Dasein aus der Hand genommen. Der Staat würde also auch hier Partei für die weniger Tüchtigen nehmen. — Will er verhindern, daß die Produktionsmittel durch Erbschaft in untüchtige Hände gelangen, so mag er eine zweckentsprechende Erbschaftssteuer einführen. Dagegen ist vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Freilich muß er sich hüten, die Steuer zu hoch zu bemessen, damit einem tüchtigen Nachfolger im Betriebe das erforderliche Betriebskapital nicht fehle und das Produktionsmittel durch Mißwirtschaft (Raubbau) nicht herabgesetzt werde zum Schaden der Allgemeinheit. — Man hüte sich überhaupt, im Wirtschaftsleben weitgehende Änderungen vornehmen zu wollen, ohne die Folgen vorher sorgfältig zu erwägen; denn was da ist, ist meist im Kampf ums Dasein, also durch Naturgesetz entstanden.

Freilich gibt es auch in der Entwicklung des Naturganzen Fälle, in denen etwas — wie man zu sagen pflegt — sich überlebt hat. —

So gab es einmal, in der Jurazeit, riesengroße Reptilien. Als dann die Säugetiere mit ihrer höheren Intelligenz auftraten, war die Zeit, in der die rohe Kraft herrschte, zu Ende. Die Riesentiere starben aus, und wie lange wird es noch dauern, bis auch die jetzt noch lebenden Riesen unter den Säugetieren (Wale, Elefanten), wenigstens als wildlebende Tiere, ausgestorben sein werden, in diesem Falle unter dem Einfluß der Intelligenz des Menschen. Solche Fälle, in denen ganze Entwicklungsrichtungen in der Natur unter veränderten Verhältnissen sich nicht fortsetzen, sondern zum Abschluß gelangen, sind im Naturgeschehen Ausnahmen von der Regel und lassen sich meist auch leicht als solche verstehen. So können auch im Wirtschaftsleben des Menschen gewisse Normen, die einmal ihre volle Bedeutung hatten, unter veränderten Verhältnissen sich als nicht mehr nützlich erweisen. Hat man das erkannt, so mag man Änderungen vornehmen, aber stets erst dann, wenn man nach reiflicher Erwägung die Notwendigkeit erkannt hat. Überlebt haben sich z. B. alle Satzungen des Menschen, welche von der falschen Voraussetzung ausgehen, daß die Welt so geschaffen ist, wie wir sie heute vor uns haben, die also nicht mit einer allmählichen Entwicklung zum Höheren unter der Wirkung des Kampfes ums Dasein rechnen.

Daß auch der biblische Schöpfungsglaube sich überlebt hat, wurde oben schon hervorgehoben und wir wollen uns jetzt einmal die Frage vorlegen, ob denn unsere Religion überhaupt noch haltbar ist oder ob wir auch sie als wertlos für den Menschen fallen lassen sollen. — Eins ist sicher: Ebenso wie der Mensch selbst, mit seinem gesamten Denken, so ist im Geistesleben des Menschen auch die Religion durch Naturgesetz entstanden. Es fragt sich nur, ob sie durch Umwandlung der Verhältnisse nicht allmählich unnötig geworden ist, ob sie sich nicht etwa überlebt hat. — Es ist sehr schwer, in solchen den Menschen betreffenden Fragen objektiv zu urteilen, zumal da gerade im Geistesleben des Menschen die Fäden des Zusammenhanges äußerst fein sind. Aus unserer Befangenheit können wir uns zu einem objektiven Urteil nur dadurch emporarbeiten, daß wir streng von äußeren Erfahrungstatsachen ausgehen. — Vergleichen wir die verschiedenen Religionsformen der jetzt noch existierenden Völker, so läßt sich eins mit aller Sicherheit

erkennen: Je höher die Kultur eines Volkes ist, um so höher ist auch die Staatsform dieses Volkes entwickelt und eine um so bestimmtere Form hat auch das religiöse Empfinden bei ihm angenommen. Diese drei Punkte gehen streng Hand in Hand. Um dies klar erkennen zu können, dürfen wir uns freilich nicht auf den Standpunkt einer bestimmten Religion stellen und alles, was von ihr abweicht, als irreligiös bezeichnen, ein Fehler, der so häufig gemacht wird. — Jedes Gesellschaftsleben verlangt eine Ethik. Jedes Einzelwesen der Gesellschaft muß ein Stück seines Selbsterhaltungstriebes, seines Egoismus opfern. Nur dadurch ist ein gesellschaftlicher Zusammenschluß möglich. Das gilt heute noch genau so wie früher und wird in alle Zukunft gelten. — Aber eine Ethik ist noch keine Religion, sondern nur ein Teil derselben, freilich der für die Erhaltung und Weiterentwicklung des Menschengeschlechts bei weitem wichtigste Teil der Religion. Aufgenommen und getragen muß diese Ethik werden von einer Weltanschauung, die den gesamten Errungenschaften der Wissenschaft Rechnung trägt. — Daß etwas unendlich Hohes dem Weltganzen zugrunde liegt, dem letzten Endes auch unser Seelenleben und unsere Ethik entsprungen sind, ist, wie oben schon hervorgehoben wurde, eine sicher feststehende Tatsache und diesem Hohen, dem wir selbst als denkende Wesen unser Sein verdanken, beugen wir uns in Verehrung. Das ist Religion, beruhend auf einer Wahrheit, die der Wissenschaft gegenüber unantastbar dasteht. Wie dieses Hohe bis ins Einzelne hinein wirkt, das zu ergründen ist die letzte Aufgabe der Wissenschaft, ein Rätsel, dessen Lösung wir uns nur schrittweise nähern können. Der Forscher sieht sich hier einer äußerst schwierigen Frage gegenüber, namentlich wenn es sich darum handelt, die Stellung des Psychischen in der Natur, das wir in uns selbst als Bewußtsein kennen, zu fassen. — Nachdem es der Wissenschaft gelungen war zu zeigen, daß das, was man früher als Wärme, als Licht, als Elektrizität, als chemische Einwirkung usw. unterschied, lediglich eine verschiedene Form der Bewegung kleinster Teile sei, lag es nahe, die gewonnene Erfahrung zu verallgemeinern und auch auf die psychischen Vorgänge auszudehnen. Freilich ließ sich nicht leugnen, daß das, was wir in unserm Bewußtsein als Denken und Fühlen kennen, grundsätzlich verschieden ist von dem, was wir

äußerlich mittels unserer Sinne als Bewegung wahrnehmen. Allein man ließ sich durch diese Schwierigkeit nicht von der Verallgemeinerung abschrecken, zumal da als sichergestellt gelten konnte, daß im Gehirn tatsächlich, während wir denken und fühlen, Bewegungsvorgänge sich vollziehen. Man suchte der Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, indem man annahm, daß das, was äußerlich unsern Sinnen als Bewegung in irgendeiner der oben genannten Formen zugänglich ist, uns innerlich als Denken und Fühlen zum Bewußtsein kommt. Mit dieser Hypothese steht aber eine andere Erfahrungstatsache in direktem Widerspruch. — Unser Körper und auch unser Gehirn besteht, wie wir wissen, aus zahllosen Zellen. Jede Zelle besteht wieder aus zahllosen Molekülen und Atomen. Trotz dieser Vielheit, aus welcher der Körper und das Gehirn besteht, fühlen wir uns als Einheit und zwar als absolute Einheit. — Nach der monistischen Weltanschauung würde man sich diese Erfahrungstatsache nur so erklären können, daß man annimmt, ein Atom übernehme die Herrschaft über die andern und mache nun unser Selbstbewußtsein aus. — Gegen diese Annahme spricht aber eine weitere Erfahrungstatsache, nämlich die, daß jeder beliebige Teil des Gehirns entfernt werden kann, ohne daß das Identitätsgefühl notwendig gestört würde. — Das einheitliche Bewußtsein in uns beweist uns also, daß das Psychische in uns etwas ist, was sich den Gesetzen, die wir sonst in der Materie kennen, nicht ohne weiteres fügt. — Aus den Schwierigkeiten kommen wir nur heraus, wenn wir annehmen, daß das Psychische in der Natur ein Etwas ist, was zur Materie und zur Bewegung der Materie als ein Drittes hinzukommt. Mit dieser Auffassung des Psychischen aber nähern wir uns dem, was die Vertreter der Religion, wenigstens die tieferen Denker unter ihnen, „Gott" nennen.

Was ich hier über die Stellung des Psychischen in der Natur ausgeführt habe, bleibt aber nur eine Auffassung, die dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft entspricht. — Jedenfalls müssen wir uns von der falschen Annahme freimachen, daß die Religion etwas Starres, in sich Abgeschlossenes sei. Die Vertreter der Orthodoxie haben dem religiösen Empfinden im Volke durch ihr Bestehen auf dem Wortglauben unendlich geschadet, haben bewirkt, daß viele, besonders aufgeweckte Köpfe, sich von der Religion abgewandt haben und oft da sie keinen

geeigneten Ersatz fanden, moralisch mehr oder weniger verkommen sind. — Genau so wie der Mensch mit seinem ganzen Denken sich entwickelt hat, hat sich auch seine Moral und das religiöse Empfinden in ihm weiter entwickelt, die Religion immer seiner Fassungsgabe entsprechend*). Die Religion früherer Zeit war deshalb etwas anderes als die Religion der Jetztzeit, die Religion des Gebildeten ist etwas anderes als die des Volkes, die der Erwachsenen etwas anderes als die des Kindes und doch liegt allen dieselbe Wahrheit zugrunde. In der Schule darf man sehr wohl und sollte man auch — im Anschluß an das biogenetische Grundgesetz — immer mit der einfachen **biblischen** Schöpfungsgeschichte beginnen, um den Schüler in den höheren Klassen seinem fortgeschrittenen Verständnis entsprechend, ganz allmählich der wissenschaftlichen Auffassung näher zu führen. Es wäre durchaus verfehlt, die Religion aus dem Schulunterricht ausschalten zu wollen. Religion darf (in diesem Sinne) nicht Privatsache sein. Der Schüler muß vielmehr, wie allen andern Errungenschaften der Wissenschaft, so auch der auf wissenschaftlichem Boden beruhenden Weltanschauung nach Möglichkeit näher geführt werden und mit den ethischen Lehren, ohne die ein Gesellschafts- und Staatsleben unmöglich ist, vertraut gemacht werden. Auch hier befinden wir uns wieder, im Anschluß an das Naturgesetz, in schroffem Gegensatz zur sozialdemokratischen Auffassung.

Verschließen wir uns dem Gedanken nicht, daß die Religion etwas den geistigen Fähigkeiten des Menschen entsprechend zu höherem Fortschreitendes ist, so wird man auch jedem Forscher auf diesem Gebiet völlige Gewissensfreiheit zubilligen müssen, da ohne Gewissensfreiheit kein Fortschritt möglich ist. Wie im wirtschaftlichen Leben, so sollte man allerdings auch hier stets erst nach gründlichen Studien zu Ände-

*) Durch die Annahme einer allmählichen Entwicklung der menschlichen Moral ist ein bisher ungelöstes Rätsel, warum ein allmächtiger Gott das Böse zuläßt, endgültig gelöst. Zwischen „gut" und „böse" besteht dann kein Gegensatz. Es handelt sich dann nur um ein Mehr und ein Weniger. Wir brauchen also keine „böse Macht", keinen „Teufel" anzunehmen und sind berechtigt, die Verbrecher als die zu weit Rückständigen unbedenklich aus der menschlichen Gesellschaft auszuscheiden.

rungen schreiten*). Man bedenke wohl, daß das historisch Gewordene der Wirkung eines Naturgesetzes entsprungen ist und daß manche scheinbaren Fortschritte der Wissenschaft, die zu Änderungen hätten Anlaß geben können, sich später als Irrwege erwiesen haben. So sollte man zurzeit nur die biblische Auffassung von der Erschaffung des Menschen fallen lassen, wie man die biblische Auffassung vom Himmelsgewölbe und vieles andere schon früher hat fallen lassen müssen. Bei Änderungsvorschlägen sollte man sich stets in Wort und Schrift zu verständigen und zu einigen suchen und nicht eine noch weitergehende Zersplitterung herbeiführen. Eine Einigung wird auch leichter möglich sein, wenn eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung der Religion zugrunde liegt. Jeder Staat sollte, wie ein einheitliches Strafgesetzbuch so auch nur eine auf gegenseitiger Einigung beruhende Staatsreligion besitzen. Ist es doch ein Unglück für den Staat, wenn durch verschiedene Religionsformen der Interessengemeinschaft Abbruch geschieht. Wieviel Kampf und Zwietracht wäre dem deutschen Volke erspart geblieben, wenn es nur eine Religion gehabt hätte. — Wenn der Laie weiß, daß die Religion allen Fortschritten der Naturwissenschaft gerecht wird, dann wird diese auch wieder bei den Intelligenteren im Volke, welche ihr jetzt mit Mißtrauen gegenüberstehen, ein höheres Ansehen gewinnen und im ganzen Volke wird sich der religiöse Sinn heben, über dessen Sinken sich die Geistlichen so oft beklagen.

Wir kommen jetzt zu der Frage, welche Staatsform die vorteilhaftere sein dürfte und wollen versuchen, wie weit wir einer Beantwortung dieser Frage auf Grund unserer naturwissenschaftlichen Kenntnis bei Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode näherkommen können. — Der menschliche Staat steht in dem Naturganzen als etwas durchaus Eigenartiges da. Und doch sehen wir in ihm ein Prinzip, welches das gesamte Tier- und Pflanzenreich durchzieht, in höchstem Maße verkörpert, das Prinzip der Arbeitsteilung. — Den Wert der Arbeitsteilung zeigt uns recht deutlich das Einzellebewesen. Auch im Einzelwesen zeigt sich schon die Arbeitsteilung: Für die verschiedenen

*) So läßt sich z. B. gegen die Lehre, daß der Mensch sündenrein geschaffen sei, nichts einwenden: Bei den tierischen Vorfahren des Menschen fehlte das Schuldbewußtsein und damit auch die Schuld.

Aufgaben, die es zu seiner eigenen Erhaltung und zur Erhaltung seiner Art zu vollziehen hat, besitzt es verschiedene Organe, die je ihrer Aufgabe in sehr vollkommenem Maße entsprechen. Stellen wir ein sogenanntes höheres Tier, ein Tier, bei dem die Organisation weit fortgeschritten ist, einem einzelligen Tier gegenüber, bei dem die eine Zelle alle Lebenstätigkeiten zu verrichten hat, so erkennen wir, wieviel mehr bei fortgeschrittener Arbeitsteilung geleistet werden kann. Wir nennen das reicher organisierte Tier mit Recht ein höheres Tier, obgleich eigentlich alle jetzt lebenden Tiere gleichhoch stehen, jedes in seiner Art. Bei noch höherer Vervollkommnung hochstehender Tiere geht die Arbeitsteilung über das Einzelwesen hinaus. Sehen wir von den Tierstöcken ab, die wegen ihrer Verwachsung auch als Einzelwesen besonderer Art aufgefaßt werden können, so begegnen wir der ersten über das Individuum hinausgehenden Arbeitsteilung in dem Zusammentreten zweier Einzelwesen, eines Männchens und eines Weibchens zu einem Paar. Bei der Paarung kann von einer Arbeitsteilung freilich erst dann gesprochen werden, wenn das Paar zu einer gemeinschaftlichen Brutpflege zusammenbleibt. Die Verteilung der Geschlechtsprodukte auf zwei Individuen, auf Männchen und Weibchen, die man auch wohl als Arbeitsteilung bezeichnet, kann nur in beschränktem Sinne als eine solche gelten, da es viele Tierarten, auch recht hochstehende gibt, die nur im weiblichen Geschlecht vorkommen, die sich ausschließlich parthenogenetisch fortpflanzen und damit zeigen, daß eine Befruchtung zur Fortpflanzung keineswegs unbedingt nötig ist. Eine länger dauernde Paarung zur gemeinschaftlichen Brutpflege kennen wir nur bei geistig hochstehenden Tierarten, bei Vögeln und Säugetieren. Das Männchen übernimmt dann besonders die Verteidigung der Familie, nimmt aber vielfach auch am Nestbau, am Brüten und am Füttern der Jungen teil. Die Paarung erstreckt sich oft nur auf eine Brut. Doch tritt nicht selten auch Paarung auf Lebensdauer ein (Storch, Rebhuhn, Schwalbe usw.). Aus allem, was wir jetzt über das Leben des Menschen auf den allertiefsten Kulturstufen wissen, geht mit voller Sicherheit hervor, daß eine Dauerehe auch beim Urmenschen der Staatenbildung voraufging, freilich wohl niemals in Form einer strengen Monogamie. Jeder Ökologe, der Gelegenheit hatte, in einem Volke auf tiefster Kulturstufe zu

leben, wird davon fest überzeugt sein. Die Frauen sind bei diesen tiefststehenden Völkern, — die sich, wie z. B. die Bewohner Neu-Pommerns, dadurch auszeichnen, daß sie keine Spur von Kleidung besitzen, — nicht nur die Ehegenossinnen, sondern auch die Arbeiterinnen des Mannes in Haus und Garten und sind außerdem sein unbeschränktes Eigentum, das er sich käuflich erwirbt oder raubt. Der Mann ist der Beschützer der Familie und zugleich Jäger oder Fischer.

Eine Arbeitsteilung in der Fürsorge für die Nachkommen mußte unbedingt eintreten, sobald sich ein Lebewesen derartig geistig über alle andern Lebewesen erhob, wie der Mensch. Angeborene Instinkte reichen für den Menschen in seiner Stellung den Tieren gegenüber nicht aus, deshalb mußte eine lange Erziehung, ein langes Sammeln von Erfahrungen hinzukommen und dieses verlangt eine lange dauernde hilflose Kindheit, verlangte ein Familienleben, eine weitgehende Arbeitsteilung, wie wir sie beim Ehepaar kennen*).

Schon bei der ersten Arbeitsteilung, die über das Individuum hinaus geht, muß der Egoimus dem Altruismus Raum geben. Bei nicht wenigen Vogelarten (Storch usw.) wird z. B. das Weibchen während des Brütens vom Männchen gefüttert. Wenn man also die Behauptung aufgestellt hat, der Kampf ums Dasein erkläre nur den Egoismus, so ist das durchaus unrichtig. Beim Kampfe ums Dasein kommt nicht nur die Erhaltung des Individuums, sondern stets auch die Erhaltung der Art in Frage und wenn diese einen Altruismus über die Pflege der Jungen hinaus erfordert, so ist derselbe im Kampfe ums Dasein zur Entwicklung gelangt.

---

*) Die Lehre von der ursprünglichen „Promiskuität" d. h. von dem ursprünglich freien Geschlechtsverkehr beim Menschen ist eine freie, naive Erfindung von Rousseau und Morgan, die mit allen Tatsachen der Erfahrung in schroffem Widerspruch steht. Das Mutterrecht, das man zur Stütze dieser Lehre hat heranziehen wollen, erklärt sich restlos auch aus der Polygamie der Urmenschen. — Es ist übrigens interessant. zu beobachten, wie Rousseau in dem Wahn befangen ist, er schöpfe sein Wissen nicht aus Büchern, sondern aus der Natur obgleich er doch durchaus auf dem Boden der biblischen Schöpfungslehre steht. In wahrhaft kindlicher Naivität malt er sich seinen Urmenschen aus und schuf damit die Grundlage zu der Irrlehre, auf welcher die Sozialdemokratie noch heute weiterbaut. (Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes.)

Beim Brüten der Vögel in Kolonien handelt es sich eigentlich nur um ein Zusammentreten der Nester. — In ihrem Brutgeschäft bleiben die Paare meist unabhängig voneinander. Eine weitergehende Arbeitsteilung tritt also nicht ein. Der Vorteil des Zusammenrückens der Nester besteht darin, daß viele Augen einen sich anschleichenden Feind leichter entdecken als vier und daß ein Feind leichter vielen Vögeln weicht als zweien. Auch wenn Tiere nach der Fortpflanzungszeit zu Scharen oder Rudeln zusammentreten, kann von einer weitergehenden Arbeitsteilung noch nicht die Rede sein. Von Interesse ist jedoch, daß oft ein besonders kräftiges und auch wohl intelligenteres Tier die Führung übernimmt (Hirsche). Das Führen ist freilich eigentlich nur ein Vorangehen. Wenn die andern folgen, so betätigt sich bei diesen wieder lediglich der Geselligkeitstrieb wie beim ersten Zusammenrudeln. — Auch bei den Mückenschwärmen kann von einer Arbeitsteilung nicht die Rede sein. Das Zusammenscharen der Männchen mag hier stattfinden, um die Befruchtung der Weibchen sicherzustellen.

Ein Zusammenleben, das dem Staate des Menschen am nächsten kommt und das man auch wohl als Staat bezeichnet, kennen wir nur bei Bienen, Ameisen und Termiten. Hier geht die Arbeitsteilung weiter, oft sogar noch weiter als beim Menschen, indem sie vielfach schon im Körperbau der verschiedenen Individuen zum Ausdruck gelangt. Außer den gewöhnlichen Arbeitern, welche den Ausbau des Nestes und die Pflege der Brut besorgen, gibt es bei Ameisen und Termiten vielfach noch sogenannte Soldaten, welche sich durch kräftigere Kiefer oder durch eine Waffe anderer Art von den gewöhnlichen Arbeitern unterscheiden und welche die Verteidigung des Staates zu übernehmen haben (Pheidole usw.). Eine noch andere Arbeiterform dient zum Aufbewahren der Honigvorräte für den Winter. Es sind das richtige Honigbehälter. Der Kropf ist bei diesen Individuen so dehnbar, daß das ganze Tier, wenn der Kropf gefüllt ist, wie eine große mit Honig gefüllte Blase erscheint (Myrmecocystus). Noch andere Ameisen haben besondere Türhüter. Der Kopf dieser Arbeiter ist breit stöpselförmig und dient zum Verschluß des Nesteingangs (Colobopsis). Derartige Glieder der Gesellschaft müssen oft, wie auch die Männchen, von den Arbeitern gefüttert werden, da sie selbst nicht imstande sind, ihre Nahrung zu

suchen, ja, die Nahrung nicht einmal vom Boden aufnehmen können. Sie sind also vollkommen von den andern Gliedern des Staates abhängig, genau ebenso, wie in einem Tierkörper mit weitgehender Arbeitsteilung die Glieder alle voneinander abhängig sind. — Damit im einzelnen Tierkörper trotz der Arbeitsteilung ein einheitliches Handeln der verschiedenen Gliedmaßen möglich wird, ist ein Zentralnervensystem, ein Gehirn vorhanden. Ebenso ist in einem Tierstaate mit Arbeitsteilung ein Zentralorgan nötig, ein Mittelpunkt, um den sich alle Einzelwesen gruppieren. Dieses Zentralorgan ist in den Insektenstaaten das eierlegende Weibchen, das man wegen seiner leitenden Stellung im Staate auch wohl die Königin nennt.

Da wir den Insektenstaat hier mit dem Menschenstaat vergleichen wollen, muß uns zunächst interessieren, wie die Königin in ihre leitende Stellung gelangt. — Um dies, wenigstens in einem Falle, ganz klarstellen zu können, wenden wir uns dem Bienenstaate zu, weil dieser sehr eingehend und von vielen Menschen beobachtet und deshalb am besten erforscht ist. — Das Ei, aus dem die Königin sich entwickelt, ist genau das gleiche wie das Ei, aus dem eine Arbeitsbiene entsteht. Die Larve wird lediglich dadurch zur Königin, daß sie in einer geräumigeren Zelle der sogenannten Weiselzelle aufwächst und ein besseres und reichlicheres Futter bekommt. Sie wird dauernd mit dem nahrhaften, leicht verdaulichen Futterbrei gefüttert, während die Larven, aus denen Arbeitsbienen werden, nur in der ersten Zeit Futterbrei, später aber Pollen und Honig bekommen. — Der Grund für die bessere Fütterung der Königin- oder Weisellarve ist für die Pflegebienen lediglich der Aufenthalt dieser Larve in der Weiselzelle. Sie zeichnet sich weder durch besondere Fähigkeiten, noch durch besondere Tüchtigkeit vor den anderen Larven aus. — Dächten die Bienen sozialdemokratisch, so würden sie die in der Geburt gegebene Bevorzugung für eine schreiende Ungerechtigkeit halter. Sie würden übereinkommen, alle Larven völlig gleich zu behandeln und würden damit ihren Staat zugrunde richten: Entweder würden alle Larven geringeres Futter bekommen und zu Arbeiterinnen werden. Sie würden als solche keine Eier legen können, aus denen sich Weibchen oder Arbeiter entwickeln. Oder sie würden alle besseres Futter bekommen und alle zu Königinnen werden. Sie

würden als solche kein Wachs zum Zellbau absondern und keinen Honigmagen zum Eintragen des Honigs besitzen. Sie könnten also ebenfalls keine Nachkommen aufziehen. — Zum Glück liegen derartige sozialdemokratische Ideen den Bienen fern. Sie halten an der Überlieferung fest und tun wohl daran; denn ihr Staat bleibt dadurch erhalten.

Wenn der Bienenstaat auch in vieler Hinsicht von dem menschlichen Staat abweicht, so können wir aus dem gegebenen Vergleich doch manche nützliche Lehre entnehmen. Vor allem sehen wir, daß wir uns wohl hüten müssen, die Natur überall nach unserem Gerechtigkeitsgefühl korrigieren zu wollen. Bevor wir an dem historisch gewordenen Staat weitgehende Änderungen vornehmen, müssen wir uns wohl überlegen, ob wir ihn damit nicht etwa zugrunde richten. So kann auch im menschlichen Staate die Gleichstellung aller Glieder nur den Untergang aller zur Folge haben. Schon das Prinzip der Arbeitsteilung steht mit der Gleichstellung in Widerspruch. Aber auch abgesehen von der verschiedenen Arbeit ist eine Gleichstellung in der Lebensführung ein Unding. „Freiheit und Gleichheit“ ist eine leere Phrase, ein Widerspruch in sich selbst. Will man die Menschen, die ihrem Charakter nach notorisch ungleich sind, wirtschaftlich gleichstellen, so könnte man das nur mit den größten Zwangsmaßregeln erreichen und die Freiheit (auch in dem beschränkten, möglichen Sinne) wird illusorisch. Jeder klar denkende Mensch wird in diesem Falle die Freiheit für das höhere und erstrebenswertere Ziel halten und auf die wirtschaftliche Gleichstellung verzichten.

Unser Vergleich des Bienenstaates mit dem menschlichen Staat lehrt uns weiter, daß jeder Organismus, dessen Existenz auf Arbeitsteilung beruht, eines einheitlichen Mittelpunktes oder einer Leitung bedarf. Selbst im Bienenstaat, in dem durch Fortfall des Geschlechtslebens die Interessengemeinschaft eine sehr weitgehende ist, ist wenigstens ein passiver Mittelpunkt erforderlich. In der menschlichen Gesellschaft muß wegen der beschränkteren Interessengemeinschaft die Leitung (die Regierung) schon eine sehr tatkräftige sein. Auch davon werden alle klaren Köpfe vollkommen überzeugt sein. Für sie kann es sich nur noch um die Frage handeln, wie die tatkräftige, einheit-

liche Regierung beim Menschen zustande kommen soll und dieser Frage wenden wir uns jetzt zu.

Da der menschliche Staat als Staat hochintelligenter Wesen ganz vereinzelt in der Tierreihe dasteht, können wir uns aus dem Tierreich in dieser Frage keine bestimmte Auskunft holen. Erfahrungstatsachen liefert uns allein die Geschichte des Menschengeschlechts selbst. Aber auch die Geschichte lehrt uns nichts Bestimmtes, da es blühende Staaten unter den verschiedensten Regierungsformen gegeben hat und da auch kein allgemeines Fortschreiten nach dieser oder jener Seite hin zu bemerken ist. Im Gegenteil wechselten oft die extremsten Formen miteinander ab. So folgte der französischen Revolution zunächst die Republik und dann wieder die Monarchie. — Wir können der Frage also naturwissenschaftlich nur mit logischen Schlußfolgerungen aus gegebenen Tatsachen nähertreten.

Man hat gesagt, die Gerechtigkeit verlange, daß jedes Mitglied des Staates, das dazu befähigt ist, die Möglichkeit besitzen müsse, in die höchsten Stellen zu gelangen, also auch Staatsoberhaupt zu werden. Das ist sehr schön gesagt. Aber wer soll entscheiden, ob ein Mitglied dazu befähigt ist, wer soll entscheiden, welches Mitglied dazu ganz besonders, mehr als alle andern befähigt ist? — Da soll die Gesamtheit des Volkes in allgemeiner, gleicher, geheimer Wahl bestimmen. — Ist die große Masse wirklich befähigt, den Tüchtigsten oder auch nur einen der Tüchtigsten auszuwählen? — Das Volk kennt den Einzelnen nur nach seinen bisherigen Leistungen, besonders aber aus seinen Reden. Als Menschen kennen die Wähler ihn meist schon sehr wenig. Aus der bisherigen Tätigkeit ist aber selbst für den Intelligenten sehr wenig zu entnehmen, geschweige denn für die weniger Intelligenten, zu denen die Wähler in der Mehrzahl zu rechnen sind. Es kann jemand ein vorzüglicher Arbeiter, Handwerker, Richter, Heerführer, Gelehrter, Künstler, Fabrikleiter usw. sein und sich doch durchaus nicht als Staatsoberhaupt eignen. — Nun, er wird erst Parlamentarier, sagt man, und Minister. Da kann man seine Fähigkeit zum Staatsoberhaupt schon eher richtig einschätzen. — Aber wie kommt er ins Parlament? — Wieder durch die Wahl der großen Masse. Auf diese kommt also alles hinaus. Die bisherige Tätigkeit kann auch hier in keiner Weise maßgebend sein.

Die Hauptrolle wird in allen Fällen das Rednertalent spielen. Nun ist aber der beste Redner erwiesenermaßen oft nicht der verständigste, gerechteste und moralisch höchststehende Mensch. Der beste Redner besitzt also keineswegs immer diejenigen Eigenschaften, die man an erster Stelle bei einem Staatsoberhaupt verlangen muß, zumal da unter den besten Rednern wieder derjenige im Vorteil ist, der es versteht, die große Masse am meisten mit sich fortzureißen, der ihr am meisten nach dem Munde redet und ihr mit einiger Sophistik alles beweist, was sie gerne hört. Man braucht dabei nicht an eine bestimmte Partei zu denken. Die urteilslose große Masse ist für jede Partei zu haben. — Wer die nötige Beredsamkeit besitzt und der großen Masse möglichst viel blauen Dunst vormacht, kann also alles werden. Wer dagegen nicht redebegabt ist und es nicht übers Herz bringt, von dem abzuweichen, was er wirklich verantworten kann, der wird es, mag er noch so verständig sein und moralisch noch so hoch stehen, zu nichts bringen. — Ist das Gerechtigkeit? —

Aber können wir denn etwas Besseres an die Stelle der allgemeinen gleichen Wahl setzen? — Ein Wahlrecht, das den Geldbeutel bevorzugt, ist sicher nicht besser. Die Wohlhabenden mögen durchweg intelligenter sein als die Nichtbegüterten. Dafür werden sie aber auch durchweg mehr Interesse für ihren eigenen Geldbeutel haben als für das Wohl der Allgemeinheit. — Die Intelligenz allein maßgebend sein zu lassen, hat auch sein Bedenkliches; denn einerseits ist mit der höheren Schulbildung, die allein als Maßstab dienen könnte, keineswegs immer das beste Verständnis für das Wohl der Allgemeinheit verbunden und andererseits kann in vielen Fällen auch der Intelligente sein eigenes Wohl dem des Staates voranstellen. — Ein Wahlrecht würde dem Ideal am nächsten kommen, wenn es gelänge, die moralischen Eigenschaften verbunden mit Intelligenz in den Vordergrund zu stellen. Nun gibt es aber gerade für die moralischen Eigenschaften keinen sicheren Maßstab. Nur eins kann man tun und hätte man eigentlich schon lange tun sollen, diejenigen von der aktiven sowohl als von der passiven Wahl ausschließen, welche wegen unsozialer Vergehen, Diebstahls, Betrugs, Körperverletzung, Hausfriedensbruchs usw. bestraft sind. Es würde darin zugleich ein erziehender Faktor liegen.

Gerade bei dem Staatsoberhaupt kommt es vor allen Dingen auf die moralischen Eigenschaften an. Das Staatsoberhaupt muß sein Interesse dem Interesse des Staates durchaus unterordnen können. Nur dann wird es ein gerechter Leiter sein. — Während seiner Amtszeit ist ihm die Möglichkeit gegeben, sich auf Kosten der Allgemeinheit in sehr weitgehendem Maße zu bereichern, ohne mit den Strafgesetzen in Konflikt zu kommen und das wird für manchen sehr verlockend sein. — Selbst wenn es dem Staate schlecht geht, kann das Staatsoberhaupt sein Schäfchen ins Trockene bringen. Menschen, die moralisch so hoch stehen, daß sie ihr eigenes wirtschaftliches Interesse eventuell dem des Staates opfern, sind recht selten. Deshalb sollte das Staatsoberhaupt so gewählt werden, daß sein persönliches Interesse möglichst mit dem des Staates zusammenfällt, selbst auf Kosten seiner speziellen Kenntnisse in Verwaltungsangelegenheiten. Auf allen Spezialgebieten kann er doch Autoritäten zu Rate ziehen.

Das Interesse des Staates fällt um so mehr mit dem des Leiters zusammen, je länger dessen Amtsdauer ist, da der Leiter in diesem Falle bald eintretende Mißerfolge selbst schwer zu tragen hat. Ein Staatsleiter mit lange dauernder Amtszeit wird aber immer noch für seine und seiner Familie Zukunft nach seiner Amtszeit Sorge zu tragen haben. Wird die Amtszeit des Staatsoberhauptes, nachdem dieses sich während einer Probezeit bewährt hat, auf Lebenszeit verlängert, so bleibt nur noch die Sorge für seine Familie. Auch diese fällt fort, wenn das Amt, vorausgesetzt, daß alles gut geht, erblich gemacht wird. Da gute Eigenschaften sich durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen, liegt darin für den Staat kein großes Risiko. — Das Interesse des Leiters würde sich endlich vollkommen mit dem des Staates decken, wenn ihm und seiner Familie nicht gestattet ist, ein Privatvermögen zu besitzen. Es ist das keineswegs ein unsinniges Verlangen. Wird doch meist auch von einem Museumsleiter verlangt, daß er keine eigene Sammlung besitzen darf. — Nur in dieser Weise kann sich der Staat ein durchaus unbeeinflußtes und gerechtes Oberhaupt sichern und er wird damit die billigste Regierungsform gewählt haben, selbst wenn er der Familie eine sehr hohe Apanage gewährt. — So ergeben logische Schlüsse, gegen die sich kaum etwas einwenden läßt,

daß eine auf Volkswahl beruhende erbliche Monarchie die beste Regierungsform ist. — Die Monarchenfamilie wird sich ihre bevorzugte Stellung im Staate natürlich nur so lange durchaus sicherstellen, als sie es versteht, zu Beratern die Fähigsten und Gewissenhaftesten im Staate auszuwählen ohne Rücksicht auf die Geburt. Jede Bevorrechtung bei Besetzung der Ämter nach rein äußeren Gesichtspunkten wird also aufhören. Nach der Herkunft wird man nur insoweit fragen als es sich darum handelt, ob der Vater ein braver und zuverlässiger Mensch war, da das Gesetz der Vererbung das Gleiche beim Sohn erwarten läßt. — Hätte man diesen Grundsatz schon früher gehabt, so wäre die Revolution nicht durchgedrungen und sobald man ihn wieder aus dem Auge verliert, wird die erste Grundlage für eine neue Revolution gegeben sein. — Es ist bemerkenswert, daß diese Regierungsform, die erbliche Monarchie, auf welche wir durch logische Schlüsse als auf die beste geführt werden, schon früh in der Geschichte des Menschengeschlechts in die Erscheinung getreten ist, ohne daß man durch logische Schlüsse auf sie geführt wurde. — Wo sie entstand, da entsprang sie einem Instinkt, wenn man so sagen darf, einem Triebe, der fast allen Menschen mehr oder weniger innewohnt, dem Bedürfnis nämlich, sich einer Autorität unterzuordnen. Dieser Trieb mag einerseits in der langen Kindheit des Menschen, während der die Eltern, Lehrer und Lehrmeister die Autorität sind, dann in dem Staatsgefüge überhaupt, das eine einheitliche Leitung unbedingt verlangt, begründet sein, endlich aber auch in der Arbeitsteilung, die uns in jedem Spezialisten, z. B. schon in einem geschickten Handwerker, der sein Handwerk gründlich erlernt hat, fast ein Genie erkennen läßt, da er in allen Fragen, die in seinen Beruf fallen, sofort Rat weiß. Der Trieb der Unterstellung seiner eigenen Ansicht unter die eines andern beruht gewöhnlich auf Gegenseitigkeit. Wie sich die Minister dem Staatsoberhaupt unterstellen, so unterstellt sich dieser der Autorität seiner Minister, soweit deren Spezialgebiet reicht.

Zum Schluß sei noch ein kleiner Ausblick über unser Thema hinaus gestattet. — Zunächst sei darauf hingewiesen, daß der Wettkampf unter Konkurrenten nicht immer so friedlich verläuft, wie auf dem Sportplatz. Nur Pflanzen und niedere Tiere gehen einfach langsam zugrunde, wenn ihnen durch die Konkurrenz Raum, Licht oder Nahrung

entzogen wird. Die höheren Tiere erliegen nicht immer gutwillig. Sie führen vielfach heftige Kämpfe mit ihren Konkurrenten. — Freilich gehört schon eine ziemlich hohe Stufe der Intelligenz dazu, die Konkurrenten als solche erkennen zu können. — Die meisten Kämpfe, die man in der Natur beobachtet, werden um die Weibchen geführt, weil da die Konkurrenz am handgreiflichsten zutage tritt. Oft wird aber auch um einen Brutplatz, namentlich um eine Bruthöhle, um Nahrungsmittel usw. gekämpft. — Unter den Insekten sind es besonders die in Staaten lebenden Arten, welche ihre Konkurrenten als solche zu erkennen scheinen. Die Staaten der Ameisen führen oft die energischsten Kriege gegen Nachbarstaaten, die ihnen ihr Nährgebiet streitig machen. — Vor allem aber besitzt der Mensch eine hinreichende Intelligenz, um das Wirken der Konkurrenz auch in seiner oft weniger offenkundigen Form überschauen zu können. — Bei ihm führt der Wettbewerb zunächst dazu, daß der Tüchtigere von dem Untüchtigen wegen seiner Erfolge beneidet wird. Bald stellen sich Streitigkeiten ein, die besonders beim Untüchtigeren zum Haß führen und schließlich kommt es, namentlich bei Menschen auf niederer Bildungsstufe zu Tätlichkeiten, zu Schlägereien. Der Ausfall der Schlägerei entspricht aber keineswegs immer dem, was die Natur will. Nach dem Naturgesetz soll nicht der körperlich Kräftigste, sondern der in seinem Fache Tüchtigste den Sieg davontragen. Die Zeit, in der die rohe Gewalt überall den Ausschlag gab, liegt weit hinter uns in der Vergangenheit. Schon mit dem ersten Auftreten der Säugetiere bahnte sich die Zeit der Intelligenz an und erreichte im Menschen ihren Höhepunkt. — Man kann die Schlägerei also sehr wohl als einen Rückschlag auf eine frühere Entwicklungsstufe auffassen, als einen Fall von „Atavismus". Es entspricht deshalb vollkommen dem Naturgesetz, wenn die menschliche Intelligenz den Staat einschreiten und an Stelle des Kampfes bei Streitigkeiten einen unparteiischen Richter entscheiden läßt. — Da der im Wettkampf Unterliegende bei dem gerechten Richter aber nicht das erreicht, was er will, nicht die Beseitigung des unangenehmen Konkurrenten, wendet er sich freilich nicht an den Richter, sondern sucht seinem Haß in anderer Weise Luft zu machen, die weniger leicht gerichtlich zu fassen ist als eine Schlägerei. Er sucht seinen Konkurrenten

durch Verleumdung usw. in den Augen seiner Mitmenschen herabzusetzen. So kommt es, daß meist der im Wettkampf Überlegene als Kläger vor den Richter tritt. — Allgemein verhaßt pflegt ein tüchtiger Emporkömmling unter seinen Berufsgenossen am gleichen Orte zu sein.

Genau denselben Konkurrenzkampf, dem wir im Leben der einzelnen Menschen begegnen, beobachten wir auch, wenn wir die Völker der Erde in ihrer Gesamtheit näher ins Auge fassen und es sind genau die gleichen Erscheinungen, welche bei diesem Wettkampf der Völker zutage treten. Auch hier hat die Konkurrenz zunächst eine Antipathie zur Folge, die sich, sobald es sich um Existenzfragen handelt, in Haß auswächst. Auch hier führt der Haß schließlich unter irgendeiner ganz geringfügigen Veranlassung zu Tätlichkeiten, zu einem Kriege. Besonders verhaßt ist auch hier ein Emporkömmling, ein neuer Konkurrent auf dem Weltmarkt und im Weltverkehr. — Wie die Schlägerei unter den Einzelnen, so ist freilich auch der Krieg ein sehr rohes Ausgleichsmittel von Streitigkeiten unter den Völkern, dessen Ausgang in sehr vielen Fällen dem Naturgesetz ebensowenig entspricht wie der Ausgang einer Schlägerei unter Konkurrenten im Privatleben. Man sollte denken, daß es der Intelligenz des Menschen schon längst gelungen wäre, ein anderes Verfahren an die Stelle des Krieges zu setzen, bei dem die dem Menschen ureigene Waffe, die Intelligenz allein, den Ausschlag geben würde. — Freilich spielt in dem modernen Kriege die Intelligenz, der rohen Gewalt gegenüber, schon eine recht bedeutende Rolle. So kommt, auch von der guten Führung der Truppen abgesehen, beispielsweise in der Unterseebootwaffe sehr viel Intelligenz zum Ausdruck. Das wird jeder zugeben müssen; er mag über die Verwendung dieser Waffe denken, wie er will. Aber trotzdem — und auch das wird jeder zugeben — gehen im modernen Kriege vorwiegend gerade diejenigen Elemente zugrunde, die nach dem Naturgesetz im Kampfe ums Dasein die Sieger sein sollten. Besonders sind es die kräftigen, gesunden und mutigen Männer, soweit sie im besten Alter stehen, die in überwiegender Mehrzahl dem Kriege zum Opfer fallen, während die Krüppel, Verbrecher und Drückeberger verschont bleiben.

Aber wie den Krieg ausschalten? —

Man hat geglaubt, durch unparteiische internationale Schiedsgerichte die Streitigkeiten unter den Völkern schlichten und damit Kriege verhindern zu können. Allein, was man in diesen Schiedsgerichten beseitigen kann, sind nur die oft geringfügigen Veranlassungen zu Kriegen. Der eigentliche Grund liegt stets tiefer und kann von einem Schiedsgericht niemals ausgeschaltet werden. Er liegt in der Konkurrenz der Völker, also in einem Naturgesetz, dem wir machtlos gegenüberstehen. — Auch der Völkerbund, von dem man jetzt alles erhofft, wird diesen Keim für alle Kriege unter den Völkern niemals beseitigen können. Wir brauchen nur die Frage aufzuwerfen, was der Völkerbund tun werde, wenn die vom Boden gelieferten Nahrungsmittel nicht für die Ernährung aller Menschen reichen. Dieser Fall liegt nicht etwa in weiter Ferne. Schon heute gehen in übervölkerten Ländern, wie China es ist, und in den Großstädten viele Menschen an Unterernährung zugrunde und diesen Zustand hat nicht etwa erst der Weltkrieg geschaffen. Der Krieg hat ihn nur verschlimmert und durch die Rationierung auch den Wohlhabenden zum Bewußtsein geführt. Was wird, fragen wir, in einem solchen Falle der Völkerbund tun? — Wird man sich friedlich darüber einigen, welcher Staat eine Anzahl seiner Bürger abschießen, bzw. durch Hunger zugrunde gehen lassen soll? — —

Es mag vielleicht dem Menschen einmal gelingen, alles das, dessen er zu seiner Erhaltung bedarf, in weit höherem Maße als jetzt, der Natur abzugewinnen. Wie es so plötzlich der Wissenschaft gelungen ist, den Stickstoff der Luft als Dung für den Pflanzenwuchs nutzbar zu machen, so kann es ihr auch gelingen, Eiweißkörper in einer für die Ernährung des Menschen geeigneten Form und Stärkemehl in einfacher Weise der Luft zu entnehmen. Es mag ihr gelingen, die Sonnenwärme in einfacher Weise für Heizung im Winter und für den Fabrikbetrieb zu sammeln und aufzuspeichern. Damit würden dann für weit mehr Menschen auf der Erde die Existenzbedingungen gegeben sein. Aber die Zahl der Menschen steigt unausgesetzt und ebenso ihre Kultur und mit der Kultur ihre Bedürfnisse. Der Kampf ums Dasein wird deshalb fortbestehen und weiter seine Opfer fordern.

Der Frage, wie der Krieg ausgeschaltet werden kann, wird man vielleicht am besten nähertreten können, wenn man in Erwägung zieht,

wie das Äquivalent des Krieges im Privatleben, die Schlägerei ausgeschaltet werden kann. Strafen, die von Richtern verhängt werden, nützen nicht viel; denn wer im Streite zu Tätlichkeiten neigt, kann unzählige Male bestraft werden, ohne sich zu bessern.

Vielleicht wird eine kurze Betrachtung den Weg vorzeichnen, der zum Ziele führen kann: — Die bei weitem meisten Schlägereien finden unter ungebildeten Menschen statt. Das ist eine feststehende Tatsache. Unter Gebildeten treten für sie die Duelle ein. Sieht man aber von den studentischen Duellen, den sogenannten Mensuren ab, die nichts als kindliche Spielereien sind, so ist die Zahl der Duelle der Zahl der Schlägereien gegenüber eine verschwindend geringe und sie würde noch weit geringer sein, wenn im Strafgesetzbuch der fortschreitenden Volksbildung in höherem Maße Rechnung getragen würde. Der Gebildete betrachtet mit vollem Recht seine Ehre als sein höchstes Gut, höher als sein Leben. Wer sich an seiner Ehre vergreift, muß demnach einem Mörder gleichgestellt werden. Das geschieht aber im Strafgesetzbuch nicht und deshalb muß der in seiner Ehre Verletzte zur Selbsthilfe greifen. Würde das Strafgesetzbuch der fortschreitenden Volksbildung Rechnung tragen, so würde sich unzweifelhaft die Tatsache ergeben, daß mit zunehmender Bildung Tätlichkeiten beim Streite außerordentlich selten werden. Damit ist aber ein Verfahren gegeben, wie man den Kriegswillen in einem Volke herabsetzen kann. Man soll nach Möglichkeit Bildung verbreiten. Allen Menschen muß klar werden, daß der Krieg das ungeeignetste Ausgleichsmittel für Streitigkeiten der Völker ist, da es beide Gegner, auch den Sieger, vieler gerade seiner besten Söhne beraubt und ihm nur im günstigsten Falle einige materielle Vorteile als Ersatz gewährt. Der Mächtigere muß zudem einsehen, daß der Ausgang eines Krieges auch für ihn immer durchaus unsicher ist, da eine wissenschaftliche Erfindung auf seiten des Schwächeren, wie im letzten Kriege die Gewinnung des Salpeters aus der Luft, seine sämtlichen Berechnungen über den Haufen werfen und im ungünstigsten Falle sogar den schwächeren Gegner zum Siege führen kann.

Wenn unsere Gegner die nötige Intelligenz besäßen, um sich über alle diese Punkte völlig klar zu werden, könnte dieser Weltkrieg vielleicht der letzte Krieg unter Kulturvölkern gewesen sein. Die dazu nötige

Intelligenz und Besonnenheit scheint unseren Gegnern allerdings vollkommen abzugehen; denn der Gewaltfrieden, den sie uns auferlegt haben, muß früher oder später notwendig zu einem neuen Kriege führen sei es auch ein Verzweiflungskampf, ein Kampf auf Leben und Tod. Dauernde Sklaverei erträgt ein Volk, wie das deutsche es ist, nicht. — Wie der kommende Krieg enden wird, das hängt ganz davon ab, wem der nächste wichtige Fortschritt in der Kriegsführung gelingt. Derartige Fortschritte spielen, wie die Geschichte lehrt, eine sehr wichtige Rolle. So konnte, um nur ein Beispiel zu nennen, Napoleon bald nach der französischen Revolution seinen Siegeszug antreten, da er als neue Taktik das zerstreute Gefecht einführte, das ihn befähigte, eine vielfache Übermacht zu bewältigen. Not macht erfinderisch. Das ist ein altes wahres Sprichwort. Sollte eine derartige Erfindung der deutschen Wissenschaft gelingen, so würde das deutsche Volk nach dem nächsten Kriege den Spieß vielleicht umdrehen und mit einer gleichen Rücksichtslosigkeit gegen seine Feinde vorgehen. Ein Ende der Kriege wäre also gar nicht abzusehen. — Zieht aber immer ein Krieg den andern nach sich, welchen Weg soll da die Intelligenz einschlagen, um den Krieg endlich auszuschalten? — Soweit man sieht, kann das nur dadurch geschehen, daß es gelingt, dauernd einen Zustand herbeizuführen, der für alle Staaten die Chancen, den Krieg zu gewinnen, unsicher läßt und dazu gehört eine geschickte Diplomatie. Die Diplomatie hat vor diesem Weltkrieg völlig versagt. Wären Männer wie Bismarck am Ruder gewesen, so wäre es sicher nicht zu einem derartig mörderischen Kriege gekommen. — Der Weltkrieg wäre vielleicht schon dadurch vermieden worden, daß Deutschland, anstatt an Amerika Anschluß zu suchen, sich Japan mehr zugewendet hätte. Jedenfalls brauchte es Japan nicht vor den Kopf zu stoßen. — England, Amerika und Japan sind jetzt die schärfsten Konkurrenten. Ein Bündnis zwischen diesen Staaten kann unmöglich von Dauer sein und daran knüpft sich für Deutschland die Hoffnung, die Sklavenketten wieder abschütteln zu können. Erforderlich ist nur, daß ein äußerst intelligenter Mensch die Staatsgeschäfte leitet. Parteirücksichten dürfen da nicht im Spiele sein. — Soviel ist sicher, als Schreckgespenst wird der Krieg noch auf lange Zeit, vielleicht immer, seine Bedeutung behalten. Bei dauernd

geschickter Diplomatie aber wird er dauernd vermieden werden können.

Für Deutschland aber ergibt sich aus dieser kurzen Betrachtung die Lehre, daß es die Intelligenz nicht aus dem Lande vertreiben darf, wie es augenblicklich geschieht. Aus dem Osten nimmt man nichtdeutsche Elemente herein, die Intelligenz aber, soweit sie nicht an deutschen Boden gebunden ist, vertreibt man ins Ausland: — Wenn man auf den Universitäten den jungen Forscher schlechter bezahlt als den Arbeiter und den Diener und ihm nicht einmal eine besonders gute Stellung für die Zukunft in Aussicht stellt, wie es früher geschah, so darf man es diesem nicht verargen, wenn er seinem Vaterlande, das ihn schlecht behandelt, den Rücken wendet. Und das Ausland ist verständig genug, die von Deutschland vertriebene Intelligenz aufzunehmen, selbst wenn sie aus Feindes Land kommt. — Man hat es mit Recht als große Gefahr hingestellt, wenn das Kapital ins Ausland geht. Noch viel schlimmer aber ist es, wenn die Intelligenz auswandert, wozu eine sozialdemokratische Regierung, welche die Einnahmen der Arbeiter den Einnahmen der Intelligenteren möglichst gleichstellen will, notwendig führen muß.

Damit wären einige der wichtigsten politischen Fragen vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, also durchaus objektiv, kurz behandelt. Der Mensch ist dem Verfasser lediglich Naturobjekt, wie jedes andere Lebewesen. Von allen subjektiven Empfindungen hat er sich möglichst frei zu machen gesucht, in der Überzeugung, daß auch in der Politik nur eine rein objektive, unparteiische Betrachtungsweise zum richtigen Resultat führen kann.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.